

# "DES EWIGEN KAMPFES MIT DER BÜROKRATIE MÜDE"

Die letzten Lebensjahre Ernst Wiecherts

Hans-Martin Pleßke

Im Mai 1948 geht durch die Tagespresse in den vier Besatzungszonen die Mitteilung, daß Ernst Wiechert es vorziehe, Deutschland zu verlassen, um sich gastweise längere Zeit in der Schweiz aufzuhalten. Journalisten verfassen Kommentare zu diesem Weggang, die von verständnisvoll bis bösartig reichen! Wiechert begründet nach einer Aussage im Berliner "Tagesspiegel" seinen Entschluß damit, er sei "des ewigen Kampfes mit der Bürokratie müde". Das klingt für Außenstehende wie ein einleuchtendes Argument, trifft aber drei Jahre nach dem Ende eines furchtbaren Krieges, dessen Wunden noch überall im geteilten Lande sichtbar klaffen, nicht den Kern der Sache. So einfach liegen die Dinge nicht bei einem Schriftsteller, der seit den Umbrüchen des Frühjahrs 1945 dem politischen Gespräch nicht ausgewichen ist und dessen Wortmeldungen zur geistig-moralischen Haltung in der geteilten Nation heftiges Für und Wider auslösten.

In einem Selbstporträt Wiecherts lesen wir 1946 die Sätze: "Ich habe viel Liebe erfahren und erfahre nun viel Haß. (...) Ich werde weder Welt noch Abendland verändern. Sie brausen wie ein fallender Stern ihrem Ziele zu. Aber ich werde ohne Pause arbeiten und mich verändern." Das muß resignierend ein Autor schreiben, der als "wortgewaltiger Zauberer" und in seinen Büchern "als Maler zartester Farbtönungen" gepriesen wird. Wiechert - ein Dichter von auserlesener Sprachkultur, der feinfühlig die seelischen Vorgänge zu gestalten vermag. Er gehört zu den Autoren, die Orientierungshilfen für einen Neubeginn nach dem zweiten Weltkrieg geben. Aber er formuliert auch

politische Gedankengänge, die auf scharfe Ablehnung stoßen. Sein Anliegen rechtfertigt er so: "Ich habe versucht, das Meinige gegen das Böse zu tun. Nicht alles. Wenige von uns haben alles getan. Und nun habe ich versucht, die Wahrheit zu sagen."

Auf unserer Dritten Tagung im Sommer 1995 hat Leonore Krenzlin über Ernst Wiecherts Rolle in der politischen Öffentlichkeit in den Jahren 1945 bis 1947 gesprochen. Daran gilt es heute anzuknüpfen, wobei einige Fakten erneut zur Sprache kommen müssen, um die Gründe für Wiecherts Emigration in die Schweiz im Frühjahr 1948 nachvollziehen zu können.

Durch Indiskretion ist im Sommer 1945 Wiecherts für amerikanische Offiziere in englischer Sprache verfaßte Denkschrift "Der reiche Mann und der arme Lazarus" in unbefugte deutsche Hände gelangt. Die wenige Wochen nach Kriegsende gegen die Besatzungsmacht erhobenen Vorwürfe werden von vereinzelt noch in Ämtern wirkenden faschistischen Elementen begrüßt. Wiechert fühlt sich deshalb verpflichtet, einen Widerruf zu veröffentlichen, der unter der Überschrift "Vom Wolf und vom Lamm" im Frühjahr 1946 in der Münchner "Neuen Zeitung" erscheint. Dieses damals von den Amerikanern herausgegebene Presseorgan -Auflage 1,5 Millionen Exemplare - war die wichtigste Zeitung für das westliche Deutschland. Nun erfahren die Leser aus der Feder Wiecherts, daß die Amerikaner gut, großmütig und weise gehandelt hätten! Dieser Rückzug wird als peinlich empfunden. Da bleiben Verwirrungen in den Köpfen der Freunde und Gegner des Dichters nicht aus.

Wiecherts zuerst in der Schweiz erscheinender KZ-Bericht "Der Totenwald" liegt 1946 nun auch in einer in München publizierten Ausgabe vor. Es ist in dieser Zeit nicht möglich gewesen, Bücher des Auslands grenzüberschreitend im Buchhandel zu vertreiben. Wiecherts Chronik des Grauens wird von der Mehrheit der Leser als redliches Buch eines Schriftstellers begrüßt, der auch bereit ist, z.B. frühere politische Fehlurteile in seiner Haltung gegenüber den Kommunisten zu korrigieren. Die Gestrigen jedoch sehen in dem Erlebnisbericht einen "Verrat am Volk", mit dem er dem Feind - gemeint ist die Besatzungsmacht - entgegenkommt!

In dieser Situation wendet sich Ernst Wiechert von München aus im November 1945 mit seiner Rede erneut an die deutsche Jugend. Hier sei zum besseren Verständnis für Wiecherts künftige Entscheidungen nur soviel dazu gesagt: für den ehemaligen Erzieher und Lehrer Wiechert ist der ständige Umgang mit jungen Menschen seiner Zeit lebensnotwendig geblieben. Seine Mahnrufe 1933 und 1935 werden seinerzeit trotz der in Pathos eingebetteten moralisch-religiösen Forderungen verstanden und angenommen. Nun lehnen jedoch Teile der Kriegsgeneration eine Wiechertrede ab, die im Gestus einer Predigt vorgetragen wird und weder klare politische noch ökonomische Fakten nennt. Der Dichter klagt an ohne zu differenzieren. Emotionen beherrschen sein Thema. Die später so streitbaren Zeitgenossen Wolfgang Harich (unter dem Pseudonym Hipponax) und Erich Kuby (unter dem Pseudonym Alexander Parlach) parodieren in der Presse Wiecherts Münchner Schauspielhausrede vom 11. November! Der Autor muß nun erkennen: sein Erneuerungskonzept baut keine politischen Gegensätze ab, mit denen sich vor allem die jüngere Generation in vier Besatzungszonen ganz unterschiedlich konfrontiert sieht. Das ist für Ernst Wiechert eine seiner bittersten Erkenntnisse, die er nicht mehr überwindet.

Im Dezember 1945 erhält Wiechert in Wolfratshausen Besuch: der Leiter der Schweizer Deutschlandhilfe - Prof. Georg Thürer aus Teufen bei St. Gallen - und der Maler Willy Fries erfreuen die Familie mit Lebensmittelpenden. Am 9. Januar 1946 schreibt der Dichter einen Dankbrief, und dort lesen wir: "Daß das Schenken auf der Welt wieder da ist und daß es von dem Lande ausgeht, das mir immer lieb war und in dem ich vielleicht einmal sterben werde, um dem Haß zu entgehen, der Verfolgung, der Verleumdung." Georg Thürer ist fortan Wiecherts Bindeglied zur Schweiz, die er vorläufig noch nicht besuchen kann. Am 3. Mai 1946 heißt es in einem Brief: "Aber ich habe kaum noch Hoffnung, und auch dies erfüllt mich doch etwas mit Trauer. Die intimsten Freunde von Goebbels und Keitel, wie Herr Richard Strauss, können monatelang in der Schweiz leben. Ich aber lebe in einer tieferen Emigration als jemals."

Ernst Wiechert leidet an der deutschen Situation. Das kommt auch in einem Brief zum Ausdruck, den er am 22. Oktober 1946 an seinen frühen Biographen Hans Ebeling schreibt. Auch ihn zählt er zu jenen, die "wenig zugelernt haben". Er empfiehlt darüber nachzudenken, wie die Welt heute aussehen würde, wenn Deutschland den Krieg gewonnen hätte - "wie wir die Besiegten behandelt haben würden" - und fährt fort: "Wer heute über die Amerikaner nichts als schimpft, beweist, daß er nichts begriffen hat und daß er über den Härten des Siegers vergißt, wie schamlos wir in den besiegten Ländern gehaust haben."

Im Band 10 der "Sämtlichen Werke" ist der Beitrag "Grablegung oder Auferstehung?" enthalten. Ich kenne leider bisher nicht die ursprüngliche Quelle dieses Abdrucks. Der Aufsatz wird ohne Angabe eines Entstehungsjahres veröffentlicht, gehört aber thematisch in diesen Nachkriegsab schnitt. Wir begegnen hier Aussagen, die nachhaltig berühren, weil erkennbar wird, wie tief des Dichters Zweifel sind, einen Weg aus den deutschen Trümmern zu finden. "Nein, wir haben es nicht richtig angefangen. Die Parteien werden unsre Herren sein, wie sie es vor zwölf Jahren gewesen sind. Auf allen ihren Fahnen wird die Demokratie stehen, und die Amerikaner werden des Glaubens sein, daß sie uns zu ihr verhelfen. Aber wir werden weder in fünf, noch in fünfzig Jahren eine Demokratie haben. (...) Wir sind ohne Würde, ohne Wahrheit, ohne Frömmigkeit und vor allem ohne Liebe."

Ziehen wir ein kurzes Fazit aus allen diesen zeitgebundenen Äußerungen Ernst Wiecherts, bleibt festzustellen:

1. Der Dichter hat nicht mehr die Kraft besessen, nach den zwölf Jahren NS-Herrschaft an eine Wandlung des deutschen Menschen zu glauben.
2. Wiechert ist nach dem Kriege von den Qualen seiner KZ-Lagerhaft gekennzeichnet geblieben.
3. Indem Wiechert nach wie vor die Stadt, die Kirche, den Staat ablehnt und nicht wahrhaben will, daß die Flucht aufs Land und die Negierung von Fortschritt und moderner Technik von der Jugend in der Mitte des Jahrhunderts nicht mitvollzogen werden, gerät der Dichter zunehmend in eine Außenseiterposition.

4. und abschließend zu diesem Fazit: so bedeutungsvoll Wiecherts politische Aktivitäten in den dreißiger und vierziger Jahren sind, sollten wir uns darüber einmütig im klaren sein, sie stellen nicht seine eigentlichen und bleibenden Lebensleistungen als Dichter dar.

Ernst Wiecherts erste Schweizer Reise läßt sich vom 28. Januar bis 20. Februar 1947 terminieren. Er wäre zehn Jahre nicht mehr in diesem Lande gewesen, schreibt er später. Das bedarf noch unserer Nachforschungen, denn nach einem Hinweis von Guido Reiner gibt es in der Bürgerkartei des Bürgermeisteramtes Wolfratshausen einen Vermerk, der Dichter sei am 27. Oktober 1943 "in die Schweiz gefahren" - was uns eigentlich unrealistisch anmutet!

Wiechert trifft auf seiner Nachkriegsreise mit Georg Thürer zusammen, verhandelt mit der Verlegerfamilie Rascher in Zürich und hält insgesamt zehn Vorlesungen. Die begeisterten Zuhörer erleben einen seelisch und körperlich schwer leidenden Mann, den inzwischen schon wieder eine Pressekampagne zermürbt. Seine Aussagen in einem Interview mit schwedischen Journalisten, die Hitler und dessen Nachwirkungen betreffen, werden nun so kolportiert: käme der "Führer" wieder, würden ihn nach des Dichters Prognose 60% bis 70% der Deutschen erneut mit offenen Armen aufnehmen! In den Augen nicht weniger wird Wiechert wegen seiner oft so emotional geprägten Aussagen zum Landesverräter. Ein Berichterstatter formuliert am 17. Februar 1947 seinen Eindruck im "St. Galler Tagblatt" so: "Das offene Zugeben einer Schuld verletzt bei zahlreichen Deutschen den Nationalstolz."

In Küsnacht lernt Wiechert Ursula Wartenweiler-Hanhart und ihren Mann, Prof. Dr. Georg Wartenweiler kennen, die ihm ein Jahr später den Rütihof als neue Wohnstätte zur Verfügung stellen.

Der Dichter ist im Juni erneut in die Schweiz gereist, um in Zürich mit Johannes R Becher und Erich Kästner an der 19. Tagung des PEN-Clubs teilzunehmen. Zur dritten Schweizer Reise kommt es im September 1947. Er hält in Stäfa die Goethe-Rede " Das zerstörte Menschengesicht" und liest eine noch unveröffentlichte Novelle vor. Er wendet sich mit seiner "Rede an die Schweizer Freunde" dankerfüllt an jene, deren

guten Worte und Taten der Dichter nicht nur auf sich allein bezieht. Er spürt, wie die Hand nun wieder einem Volk gereicht wird, dessen Irrtümer und Verfehlungen dennoch nicht vergessen sind.

Im gleichen Jahr publiziert die Vereinigung Oltner Bücherfreunde als 36. Veröffentlichung von Wiechert den Essay "Der große Wald" mit einer Widmung an Frau Wartenweiler. Aus heutiger Sicht verblüfft diese Handhabung den Betrachter. Es handelt sich nämlich um den Text "In der Heimat" von 1938 zum umstrittenen Foto-Bildband von Walter Gerull-Kardas. Nun also eine Neuauflage mit geändertem Titel, kein Hinweis auf die Erstauflage, dafür eine Widmung. Den Uneingeweihten berührt das nicht, für uns bleiben Fragen nach der Ursache für eine solche Verhaltensweise unbeantwortet!

Am Ersten Adventssonntag 1947 (30. November) werden in Degerndorf die von Ernst Wiechert gestifteten drei Glocken geweiht. Das ist ein Festtag für die Region, und bereits mit dieser Geste des Dichters vollzieht sich sein endgültiger Abschied von Deutschland. In diesem Herbst hat er die Erzählung "Der Richter" niedergeschrieben. Dir liegt eine Begebenheit während der Nazüierrschaft zugrunde. Den Mord des Sohnes aus radikaler Weltanschauung heraus kann der als Richter tätige Vater nicht billigen. Ob der bevorstehende Krieg den Sohn zu innerer Einkehr bringt, bleibt offen. Der Richter selbst sieht in solcher Zeit für sein Wirken keinen Spielraum mehr und entsagt dem Amt. "Gewalt kommt von Tausend oder Hunderttausend, und nur Buße kommt von einem Herzen, das allein ist."

Insgesamt 16 Vorlesungen hat Wiechert auf seiner vierten Reise in die Schweiz zu absolvieren, die Ende Dezember 1947 beginnt und sich bis zum 20. Februar 1948 erstreckt. An dieser Stelle nun sind einige Ausführungen zu Max Picard erforderlich, der bisher auf unseren Tagungen überhaupt noch keine Würdigung fand.

Max Picard - "mit dem Gesicht eines Propheten aus dem Alten Testament", wie Wiechert in "Jahre und Zeiten" schreibt - stammt aus Schopfheim im Markgräfler Land. Geboren 1888 als Sohn frommer, jüdischer Eltern wird er 50jährig katholischer Christ und kehrt Ende der fünfziger Jahre zum Judentum zurück. Nach dem Abschluß seiner medizinischen

Ausbildung hat er nur kurz als Assistenzarzt praktiziert und sich dann 1918 als Schriftsteller in das Tessin zurückgezogen. Nach dem Tod seiner Frau lebt er dort wie ein Eremit; 1965 stirbt er im Alter von 77 Jahren an den Folgen eines Unfalls. Picard war Seher, Mahner und Kulturkritiker, ein Philosoph ohne Denksystem, der ermutigende Bücher schrieb. Mehr als 20 sind zu seinen Lebzeiten erschienen. Sie kreisen immer wieder um den Menschen. Wie Wiechert gehört Picard zu denen, die an der Welt leiden. Der Zugang zu seinem literarischen Werk ist für den Leser nicht einfach, da er es häufig mit aphoristischen Betrachtungen zu tun hat, die Meditationen entsprechen. Sein 1949 auf einer Italienreise entstandenes Tagebuch "Zerstörte und unzerstörbare Welt" klingt mit den Sätzen aus: "Der Mensch ist nicht imstande, alles Schreckliche zu tun, er ist geschützt gegen sich selber. Wir sind mehr gerettet, als wir wissen."

In seiner religiösen Grundhaltung geht Picard davon aus: es ist notwendig, Gottes Schöpfung zu hüten und zu bewahren. Hier treffen sich seine Aussagen mit denen Ernst Wiecherts, der im gleichaltrigen Picard ein geistiges Vorbild verehrt. Dazu äußert sich Wiechert ausführlich im 12. Kapitel von "Jahre und Zeiten". Picards Buch "Das Menschengesicht" hat Wiechert bereits Anfang der dreißiger Jahre besprochen; im Band 10 der "Sämtlichen Werke" wird dieser Text falsch zugeordnet und klassifiziert, weil der Verlag einen Wiederabdruck aus dem Jahre 1950 verwendet hat!

Mit seinem Buch "Hitler in uns selbst" (1946) charakterisiert Max Picard das Verwerfliche am Nationalsozialismus als Krankheit eines ganzen Zeitalters. Wiechert hat sich durch Picard ermuntert gefühlt, den 2. Band der "Jeromin-Kinder" zu schreiben und ihm "in Verehrung und Liebe" seinen um die Jahreswende 1948/49 erschienenen Erinnerungsband gewidmet. Picard kannte bereits das Manuskript und ließ den Freund in einem Brief vom 7. August 1948 wissen: "Es kommt mir vor, als ob Sie den Menschen hier Ihr wirkliches Bild verstellten, ja, als ob Sie es sich selbst verstellten."

Wir kennen Picards kurzen Text "Der Bote", abgedruckt in den Wiechert-Anthologien der Jahre 1947 und 1951, aber sicher ist nicht allgemein bekannt, daß er 1948 sein Buch "Die Welt des Schweigens" mit einer Widmung für Wiechert versehen hat. In dieser Veröffentlichung werden elementare Beziehungen zwischen dem Wort und dem Schweigen durchleuchtet, wobei letzteres für den Autor "zur Grundstruktur des Menschen" gehört.

Unmittelbar vor Wiecherte Tod ist Max Picard noch einmal bei dem Freund am Krankenbett auf dem Rütihof gewesen. Vielleicht sollten wir die fast zwei Jahrzehnte bestehenden schöpferischen Verbindungen zwischen diesen beiden Persönlichkeiten in einer späteren Arbeitstagung nochmals näher untersuchen. Dabei wäre dann auch auf erhaltenegebliebene Briefe zurückzugreifen.

Ernst Wiechert emigriert im Spätfrühjahr 1948 in die Schweiz. Ab 5. Juni wird er von der Meldebehörde als Bewohner des Rütihofes registriert. Niemand hat das Recht, den Dichter wegen einer solchen Entscheidung zu tadeln. Wir wissen nicht, ob ihn auch die Vorahnung des Todes zu einem solchen Schritt bewogen hat. Sehnte er sich nach einem friedlichen Land, dessen anstehenden Probleme den einzelnen Menschen nicht beunruhigen mußten? Daß die gegen ihn in Deutschland geführten politischen Angriffe den Entschluß gefördert haben, steht außer Frage. Es gab jedoch auch familiäre Gründe. Dabei ist es ursprünglich nicht so gewesen, daß Wiechert den Rütihof allein bewohnen sollte. Aber seine Frau Lilje vermochte sich nicht von ihren Töchtern zu lösen, obwohl das Verhältnis mit ihnen als kompliziert zu bezeichnen gewesen ist. Annemaries Mann, ein kriegsversehrter Offizier, fand nicht mehr den rechten Einstieg in einen Zivilberuf. Und die geschiedene Jutta, nun an den Dichter Walter Bauer gebunden, hat sich bekanntlich stets in einer reservierten Haltung zur menschlichen Seite ihres Stiefvaters befunden. Aus dem eigenen Hause, dem Hof Gagert, sind Vorwürfe gegenüber dem Dichter und sein Leben verbreitet worden, die ihm schaden und ihn kränken mußten.

Im Nachlaß von Otto Röders habe ich persönliche Aufzeichnungen gefunden, aus denen hervorgeht: Lilje Wiechert brachte mehrfach in Gesprächen zum Ausdruck, daß sie 1948 versagt habe, weil sie ihren Mann allein in die Schweiz gehen ließ. Obwohl Wiechert in "Jahre und Zeiten" zu alldem schweigt, ist es doch so, daß er es stark empfunden hat, auf dieser entscheidenden Stufe seines Lebens allein gelassen zu werden.

Der Rütihof gehört der Familie von Prof. Wartenweiler in Künsnacht, etwa 20 Autominuten entfernt. Die inzwischen verwitwete Ursula Wartenweiler steht seit Jahrzehnten jeglicher Äußerung zu Wiechert reserviert gegenüber. Meinerseits gibt es erst seit kurzem einen gelegentlichen Briefwechsel, um sie ein wenig über die Bemühungen unserer IEWG zu informieren. Frau Wartenweiler ist die letzte Vertraute Ernst Wiecherts gewesen. Mit ihr hat er jene Fragen erörtert, die ihn am Ende seines Lebens bedrückten oder ihm wesentlich erschienen. Diese Situation schloß nicht aus, daß Lilje Wiechert manchen Demütigungen ausgesetzt war, wenn sie besuchsweise zum Rütihof kam! Sie fühlte, wie ihr Mann ihr mehr und mehr entglitt.

Und dann war in diesem Umfeld des "letzten Hauses" noch unsere verehrte Blanche Gaudenz, der wir die nun schon in vier Auflagen vorliegende Broschüre "Ernst Wiechert in der Schweiz" verdanken. Ich gehe davon aus, daß Sie alle diese Arbeit besitzen, so daß ich in meinen weiteren Ausführungen nicht auf Details dieser Zeit eingehen muß. Wir sind dankbar für diese so taktvolle und inhaltsreiche Studie, die einen Zeitabschnitt behandelt, über den wir sonst wohl nichts mehr erfahren hätten.

Meggie Gaudenz, wie sie sich vor 50 Jahren noch nannte, war Mutter von vier kleinen Kindern und rund 30 Jahre jünger, als sie in das Leben des 61jährigen Wiechert trat. Ausgelöst durch ihr Dasein erfährt der Dichter eine letzte große Liebe. Frau Gaudenz dazu zurückhaltend in einem Brief vom 2. Oktober 1975 an Otto Röders: "Unsere Verbindung war ein schönes Märchen, über dem Alltag." Wiechert selbst mußte ständig bemüht bleiben, möglichst Begegnungen und Konflikte zwischen

Ursula Wartenweiler und Frau Gaudenz zu vermeiden. Ein gespanntes Verhältnis dieser beiden Frauen im Umgang miteinander wirkt leider bis in unsere Tage fort!

In der Zeit vom 3. Januar 1949 bis 25. März 1950 hat Ernst Wiechert Briefe an Meggie Gaudenz geschrieben; es sind 54 erhalten. Frau Gaudenz machte selbst in den letzten Jahren den Wiechertfreunden das eine oder andere Schriftstück zugänglich. Die IEWG sollte sich für eine Drucklegung des Briefkonvoluts verwenden, was wir im Vorstand abgelehnt haben. Wir würden dem Dichter und Frau Gaudenz keinen guten Dienst erweisen. Es handelt sich um ganz persönliche Liebesbriefe, in denen nur gelegentlich Einblick in das dichterische Schaffen geboten wird. Frau Gaudenz hat in ihrer Wiechert-Studie einige wesentliche Stellen zitiert. Nicht wenige, sich ständig wiederholende überschwengliche Äußerungen des Dichters in diesen Briefen sind nicht für die Öffentlichkeit bestimmt.

Drei Briefstellen Wiecherts möchte ich im folgenden jedoch zitieren, weil sie erschütternd zum Ausdruck bringen, in welcher seelischen Not sich der Dichter damals befunden hat.

13. April 1949: "Ich habe mein Leben lang nach reinen und gütigen Herzen gesucht und sie ach so selten gefunden. Nun, da es langsam Abend wird, schenkt mir das Leben reichlich und gütig, was es mir so lange vorenthielt."

12. Mai 1949: "Ich habe einen traurigen Frühling gehabt, und alle meine letzten Verse haben um die stille Entsagung des Alterns gekämpft."

23. September 1949: " (...) Samstag abend bin ich in Bach bei Freienbach auf dem andern Ufer. Wahrscheinlich wird meine Frau mitfahren, und ich vermeide alles, was sie kränken könnte, obwohl es mir nicht recht ist. Aber sobald ich inzwischen ein bisschen allein bin, rufe ich dich an, um deine Stimme zu hören."

Um die Jahreswende 1948/49 erscheinen in der Schweiz die Erinnerungen "Jahre und Zeiten". Sie stoßen bei der Literaturkritik auf scharfe Ablehnung. Es offenbare sich in diesen Memoiren aus 40 Lebensjahren "eine in Selbstpathetik geblähte Oberflächlichkeit des Denkens", heißt es

in der "Weltwoche" am 17. Dezember 1948. Erst sechs Jahre später legt Desch 1955 eine Lizenzausgabe für Deutschland vor, wobei Streichungen vorgenommen werden, wie das Beispiel Karl Benno von Mechow zeigt. Erstmals 1948 sind dann auch "Die Jeromin-Kinder" als Gesamtausgabe in einem Band auf dem Buchmarkt zu erwerben.

Anfang des Jahres 1949 widmet sich Wiechert der Niederschrift seiner Erzählung "Die Mutter". Erneut greift er ein Thema auf, das sich der Vergangenheitsbewältigung verpflichtet fühlt. Ein Sohn hat seine Mutter wegen ihrer politischen Äußerungen angezeigt. Sie wird deshalb eingesperrt. Nun kehrt die Mutter zurück. Am Tisch des Sohnes sitzen amerikanische Soldaten. Den Siegern gegenüber nimmt die Mutter den Sohn in Schutz, ihre Lüge verhindert seine Inhaftierung. Die Mutter fühlt, wie er gelitten hat um seine Schuld. An einer Stelle lesen wir: "Man spricht am Abend anders als am Morgen. (...) Und nach dem Kriege anders als vor dem Kriege, meine Kinder."

Im Sommer und Herbst 1949 nimmt Wiechert trotz seiner labilen Gesundheit die Strapazen von Vortragsreisen nach Kalifornien, durch Holland und nach Wien auf sich. Im Nachhinein gewinnt man den Eindruck, als habe er alle Kräfte aufgebracht, um sich von seinem Publikum draußen in der Welt zu verabschieden. Blanche Gaudenz berichtet in ihrer Studie darüber, und bei Guido Reiner finden Sie im 3. Band seiner Wiechert-Dokumentation exakte Daten für die Reiseverläufe. "Wunderbare Reise nach Kalifornien" überschreibt Wiechert seinen eigenen Bericht, der im Band 10 der "Sämtlichen Werke" zu finden ist und abweicht gegenüber der bei Gaudenz veröffentlichten Fassung. Zweifellos gehören Wiecherts Auftritte in der Öffentlichkeit zu den letzten großen Freuden seines Lebens. Er darf feststellen, daß er außerhalb der Grenzen Deutschlands mehr gilt als in seinem Heimatland.

Über den Verlauf seiner Kalifornien-Reise berichtet Wiechert auch ausführlich in Briefen an Meggie Gaudenz. Nur zwei Stellen möchte ich zitieren. Am 11. August schreibt er im Flugzeug auf der Höhe von Neufundland: "In ein oder zwei Stunden wird die Sonne aufgehen. Alles ist unwirklich und nicht meine Welt. Meine Welt ist auf der Schwelle zu sitzen und mit dir in den Mond zu sehen." Und in einem Brief aus Ber-

keley an der Bucht von San Francisco (19. August) heißt es: "(...) auch wenn alle Menschen mich hier lieben, so ist diese Liebe doch etwas, was schön ist wie die Palmen oder das Meer, aber nicht wie die Rosen an meiner Mauer, oder der Strauß, den du mitbringst, wenn du hinaufkommst. Es war gut und nötig, daß ich hergekommen bin, aber das Glück liegt dort im Rütihof (...)."

Hier auf dem Rütihof, bereits unter qualvollen Schmerzen, entsteht die "Missa sine nomine". Wie eine Vorahnung dieser erste Satz des Buches: " So ging es sich also, wenn der Tod einen zwischen den Schultern berührt hatte." Am 3. Dezember läßt Wiechert Frau Gaudenz wissen: "Noch nie habe ich ein Buch mit so reinem Herzen begonnen. Als hättest du mich an deinem Herzen gehalten, lange Zeit, damit ich rein werde." Dieser Roman des Dichters ist für uns, seine treuen Leser, ein Vermächtnis. Wir brauchen die bedeutungsvolle Stellung des Werkes im Gesamtchaffen heute nicht zu würdigen. Lediglich auf zwei Aspekte in Verbindung mit der Entstehungsgeschichte möchte ich hinweisen.

1. In unseren "Mitteilungen" 3/1992 haben wir von Wiecherts Aufenthalt auf Schloß Holzberghof in der Hochrhön berichtet. Er soll dort nach dem zweiten Weltkrieg einige Zeit im Turmzimmer gelebt haben, wobei das Wann bisher nicht festzustellen ist. Aus heutiger Sicht bleibt anzuzweifeln, daß er sich dort bereits mit dem Manuskript der "Missa" beschäftigt hat. Holzberghof muß ja in Wiecherts Lebenschronologie vor dem Juni 1948 liegen. Sicher hat er Eindrücke für seinen in der Rhön angesiedelten letzten Roman empfangen, aber ein schöpferischer Prozeß auf dem Holzberghof dürfte sich wohl eher auf den 2. Band der "Jeromin-Kinder" beziehen. Hier müssen wir weiter nach einer heißen Spur suchen!
2. Aus den Briefen, die Ernst Wiechert um die Wende 1949/50 an Meggie Gaudenz geschrieben hat geht hervor, daß wir ganz wesentlich ihr diesen Roman der Versöhnung mit zu verdanken haben. Ich zitiere drei Auszüge:

10. Februar 1950: "Wenn ich an dich denke, habe ich keine Sorge mehr, keine Angst und keinen Zweifel. Weder am Buch, noch an der Zukunft, noch am Leben überhaupt. Du weißt nicht, wieviel du mir in allen diesen Monaten geholfen hast."

25. Februar 1950: "Ach, daß es doch so schwer zu begreifen ist, daß dieses Buch niemals so geschrieben worden wäre, wenn die sanfte Stimme deiner Liebe nicht über meinem Leben gewesen wäre."

1. März 1950: "Kein Buch in meinem Leben ist so unter Schmerzen geschrieben worden wie dieses, aber auch keines so, bei dem ich die Schmerzen gesegnet hätte wie bei diesem. (...) Das Schicksal hat gewußt, weshalb es dich auf meinen Weg geführt hat. Es hat es noch einmal gut mit mir gemeint."

Fünzig Jahre sind seither vergangen. Eine Zeitspanne, die es wohl nun gestattet, über Dinge zu sprechen, die bisher aus den objektiven Betrachtungen und Würdigungen ausgeklammert worden sind. Ernst Wiechert hat während der letzten Monate seines Lebens unendlich gelitten. Über 1000 Spritzen wurden ihm gegeben, um seine Schmerzen einigermaßen erträglich zu gestalten. Vermutlich ahnte er, daß ihm die Ärzte nicht die Wahrheit sagten. Gesprochen hat er darüber nicht. Otto Röders besuchte den Dichter im März 1950, nur wenige Tage vor der Einweisung in die Züricher Klinik. Der Bericht darüber ist in der Wiechert-Anthologie von 1951 enthalten.

Als der Dichter dann an beiden Beinen gelähmt Anfang Mai wieder auf den Rütihof zurückkehrte, war auch Lilje bei ihm. Für sie muß es eine schwere Zeit gewesen sein. Sie spürte, daß sie das Vertrauen ihres Mannes verloren hatte. Hof Gagert ist von ihm niemals mehr erwähnt worden.

Auch nach seinem Tode sollte Ernst Wiechert noch keine endgültige Ruhe finden. Zunächst wurde die Urne im Schatten eines Baumes im Garten, dicht beim Rütihof, beigesetzt. Ostern 1951 ließ Lilje Wiechert ihren Mann umbetten. Als Otto Röders im April 1953 Max Picard auf diesen Sachverhalt anspricht, erhält er zur Antwort: " Es war nicht

recht, heimlich aus einem fremden Grundstück ohne Wissen von Frau Wartenweiler die Urne auszugraben. Das durfte sie nicht tun." Der Rest bleibt Schweigen! Wir klammern auch unliebsame Erbstreitigkeiten um Wiechert-Manuskripte aus.

Und Hof Gagert ist leider nicht zu einer Heimstatt für freie Schriftsteller geworden, wie es Lilje Wiechert und Otto Röders einst erwogen. Geblieben ist uns das Werk des Dichters Wiechert, der als sensibler Einzelgänger nicht von seinem Vorsatz abgewichen ist: "Das Stille zu bewahren, das Müde zu erneuern, das Große zu verehren, das Leidende zu lieben."

+++ <http://www.ernst-wiechert.de> +++  
kontakt@ernst-wiechert.de +++  
Bogdan Dumala -> Berlin +++

+++ <http://www.ernst-wiechert.de> +++  
kontakt@ernst-wiechert.de +++  
Bogdan Dumala -> Berlin +++